

dtv

JESS

JOCHIMSEN

ABSCHLUSS

ROMAN

BALL

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



Originalausgabe 2017
3. Auflage 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München 2017
Gesetzt aus der Sabon
Satz: Gaby Michel, Hamburg
Druck und Bindung: CPI books GmbH
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28116-4

I

Wie es sich anfühlt, willst du wissen?

*Nun ... Eines Tages beginnst du zu schrumpfen
und alles wird langsamer.*

*Du beginnst, Leute, die einen Stock benutzen,
nicht mehr zu belächeln.*

Du schläfst weniger. Brauchst eine Brille.

Alles nicht schlimm.

Es wird leichter, wenn du zwei Dinge verstehst:

Menschen erzählen sich Geschichten, um zu leben.

Und für den Tod brauchen sie die Musik.

1

Von den großen Friedhöfen der Stadt ist mir der Nordfriedhof der liebste. Er ist ruhig, schlicht und vor allem gut ausgemaltes. Außerdem gibt es ausreichend Schatten.

Wenn es das Wetter zulässt, warte ich draußen. Ich sitze auf einer der alten, runden Bänke vor der Aussegnungshalle und sehe den Friedhofsgärtnern beim Rauchen zu. Ab und an bedeute ich den zu spät kommenden Trauergästen mit einem Kopfnicken, dass sie ruhig in die Halle gehen dürfen, und wärme währenddessen das Mundstück in der Hosentasche an. Irgendwann öffnet sich das Portal und die Trauergesellschaft erscheint. Dann reihe ich mich unauffällig ein und gehe zu meinem Arbeitsplatz.

In einem meiner ersten Gespräche mit Berger erklärte er mir, dass der Gang zum Grab der entscheidende Punkt sei, weil es ab hier kein Zurück mehr gebe. In der Kapelle werde nur rumgesessen und zugehört, das tue niemandem wirklich weh. Beim Loslaufen ändere sich das. An den ersten Schritten der Prozession erkenne man, was Sache sei. Ob es eine gute Beerdigung werde oder ob jemand zusammenbreche, das sehe man in dem Moment, in dem sich der Zug in Bewegung setze, überhaupt sei das eine Offenlegung der

Verhältnisse. »Wer geht wo hinterm Sarg und mit wem?«, das sage mehr aus als jede Familienaufstellung.

Ich muss ihm recht geben. Ich habe es oft genug selbst erlebt. Ich habe Menschen gesehen, die gefasst aus der Halle traten und ein paar Minuten später am offenen Grab Kränze auf den Boden warfen und darauf herumtrampelten. Ich habe Heulkrämpfen und Panikattacken beigewohnt, habe wüste Beschimpfungen mitangehört und Erbstreitigkeiten, die ausgetragen wurden, noch bevor die erste Schaufel Erde auf den Sarg fiel. Was es auch war, immer hatte es sich während der ersten Meter, die der Trauerzug zurücklegte, angedeutet. Ein kurzes Aus-dem-Tritt-Geraten. Ein Stampfen. Ein wütendes Husten.

Es ist so: Die Bewegung löst, was sich während der Reden oder der Predigt aufgestaut hat, das ungewohnt langsame Schreiten lockert es weiter auf und am Grab entlädt es sich.

Berger ist ein Meister darin, die Zeichen zu deuten. Und oft genug greift er ein. Dann weist er die Sargträger an, einen kleinen Umweg zu laufen, oder er stoppt die Prozession, um eine winzige Veränderung an der Sargdekoration vorzunehmen und sich anschließend die Schuhe zu binden. Diese kurzen Einbrüche von Normalität reichen meist aus, um Schlimmeres zu verhindern. Liegt eine Katastrophe in der Luft, bittet Berger die Musiker, schon während des Laufens ein Lied zu spielen, damit der Tränenfluss der Gäste die unterschwellig Aggressionen wegpült oder zumindest aufweicht.

Manchmal hilft alles nichts. Und manchmal hat Berger auch einfach keine Lust. Wenn er einen Kater hat oder ihm seine Auftraggeber unsympathisch sind, wenn er schon

ahnt, dass er Monate auf sein Geld warten wird, dann lässt er den Dingen ihren Lauf.

Ich glaube, insgeheim freut sich Berger darüber, wenn seine Prophezeiungen eintreffen, wenn er später beispielsweise erzählen kann, er habe es gewusst, in dem Augenblick, als sich jene ältere Dame im teuren Kleid noch auf den Stufen der Kapelle lautstark geschnäuzt habe, weswegen der Zug kurz ins Stocken geraten sei und man sie mit vorwurfsvollen Blicken bedacht habe, da habe er, Berger, es bereits gewusst, dass just diese Dame eine Viertelstunde später die Fassung verlieren und der Verstorbenen ein für alle hörbares »Endlich ist die Hure verreckt« ins Grab nachrufen würde.

Solche Vorfälle sind allerdings die Ausnahme. Meist verlaufen die Abschiednahmen, die Berger betreut, ruhig und in großer Würde. Glaubt man der hervorragenden Auftragslage, sterben in den letzten Jahren entweder mehr Menschen als früher oder Berger hat sich den Ruf erworben, ein guter und gewissenhafter Bestatter zu sein. Der Grund dafür ist Bergers einfaches und banales Geschäftsmotto, dem letztendlich auch ich beipflichte: Es geht nie um die Toten, sondern um die Lebenden.

2

An dem Tag, an dem alles begann, blieben mir noch über zwei Stunden und ich war unschlüssig. Es war ein heißer Tag und wenn ich zu Fuß ginge, würde ich in meinem Anzug schon verschwitzt am Friedhof ankommen. Nähme ich den Bus oder die U-Bahn, wäre ich in weniger als zwanzig

Minuten da. Allerdings war es Samstag und die Verkehrsmittel würden voller Kaufwütiger sein.

Ich blickte in meiner winzigen Wohnung umher und überlegte, was es noch zu erledigen gab. Viel war es nicht: das Geschirr vom gestrigen Abend abspülen, Trötenöl nachfüllen, die neuen Schnürsenkel einfädeln und dann noch die seit Tagen nicht abgehörte Nachricht von Sonia auf dem Band. Vom Abwasch abgesehen war nichts dringend oder auch nur von Belang. Ein Teller, ein Messer, ein Glas und die leere Butterdose. Ich ließ diese vier Dinge fast aus Trotz in der Spüle stehen und machte mich auf den Weg.

An der Ecke zur Baumstraße hatten Kinder einen kleinen Flohmarkt aufgebaut. Ich stellte mich neben eine Frau und musterte wie sie das auf dem Boden ausgelegte Sammel-surium an ausrangiertem Spielzeug. Es wirkte wahllos.

»Das ist ja reizend, was ihr hier macht«, sagte die Frau, »aber meine Enkel sind leider schon zu alt.« Sie ging schnell davon und ich bezog ihre Flucht auf mich.

Auf einem Pappkarton stand »Bunt bemalte Steine«.

»Wollen Sie einen Stein kaufen?«, fragte ein vielleicht zehnjähriges Mädchen.

»Warum sollte ich?«, fragte ich zurück.

»Weil er schön ist«, sagte das Mädchen, »außerdem kostet er nur vierzig Cent.«

»Das sind zwei Gründe, einer davon ist gut.«

Das Mädchen sah mich verwirrt an. Ein Junge, der möglicherweise ihr Bruder war, zog hörbar seinen Rotz hoch und ließ dann langsam und konzentriert einen Spuckefaden in ein Gullyloch fallen.

»Hör auf, das ist eklig«, sagte das Mädchen.

»Warum sollte ich also einen Stein kaufen?«, nahm ich, mehr aus Verlegenheit, das Gespräch wieder auf.

»Man kann Kätzchen ertränken damit«, sagte der Junge. Das Mädchen begann zu weinen. »Du bist so blöd!«

»Ich nehme einen«, sagte ich hastig und sah in die Kiste, »einen blauen.«

»Was ist denn in deinem Koffer?«, fragte der Junge. »Eine Maschinenpistole?«

»Nein.« Ich gab dem Mädchen das Geld.

»Was dann? Kann ich mal sehen?«

»Lieber nicht«, sagte ich und ging, das Köfferchen in der einen, den Stein in der anderen Hand, davon.

In meinem Rücken hörte ich, wie das Mädchen leise sagte: »Einen brauchen wir noch, dann reicht es für ein Eis.«

Obwohl der blaue Stein weniger wog als mein Köfferchen, merkte ich, dass mir das Gehen leichterfiel, seitdem ich in beiden Händen etwas trug. Ich versuchte, meine hängenden Arme ein wenig schwungvoller am Körper vorbeischlenkern zu lassen, ohne mit dem Koffer an den Oberschenkel zu stoßen. Es gelang und ich genoss es, wie mein Gang rhythmischer und beschwingter wurde. Entspräche das Gewicht des Steines dem des Koffers, wäre es vermutlich noch besser, dachte ich, ich hätte beim Kauf darauf achten sollen. Vielleicht wäre das ja eine zündende Geschäftsidee für die Kinder, Steine verschiedenen Gewichts anzubieten und sie an Taschen oder Tüten tragende Passanten zu verkaufen? »Damit Sie leichter gehen können: bunt bemalte Steine.« Und Leuten, die bereits mit beiden Händen etwas trugen, könnte man den Kauf eines Steines zum Gewichtsausgleich vorschlagen. »Beschweren Sie sich, um es leichter zu haben.«

Ich stellte mir vor, wie ich das Geschäft betreiben würde, angenommen, es wäre meines. Wahrscheinlich würde ich einen Schritt weiter gehen und die Einkaufstaschen der Leute komplett aus- und umpacken, die Einkäufe vielleicht sogar auf eine mitgebrachte Waage legen, um das Gewicht perfekt auszutariieren. Vermutlich würde ich, während ich die abgewogenen Waren akribisch zu zwei gleich großen Haufen aufschichtete, die Leute darüber hinaus fragen, ob sie den einen oder anderen eingekauften Artikel tatsächlich brauchten, ob es für den Fortgang ihres Lebens nicht viel besser wäre, einen Teil des erworbenen Krams auf der Stelle zu entsorgen. Sie brauchen das nicht! Schauen Sie, dort drüben steht ein Mülleimer, geben Sie sich einen Ruck! Oder geben Sie das Zeug mir. Behalten Sie nur das absolut Notwendige, den Rest nehme ich. Hier, ich gebe Ihnen einen Stein dafür. Sie kennen doch die Geschichte von Hans im Glück, nehmen Sie einen blauen, von deutschen Kinderhänden liebevoll bemalt.

Nichts würden die Leute von mir nehmen, dachte ich, nicht mal einen Stein. Und wenn doch, würden sie diesen nicht wegschmeißen, wie im Märchen, sondern nach Hause schleppen und auf den Fenstersims oder in den Vorgarten legen – zu den anderen, die sie irgendwann einmal in einem Andenken-Shop gekauft hatten und in die vom Hersteller »Love« oder »Happiness« eingraviert worden war, um die Käufer in Stein gemeißelt daran zu erinnern, was im Leben wirklich zählte.

In der Innentasche meines Sakkos vibrierte mein Handy. Weil ich keine Hand frei hatte, ließ ich es einfach klingeln. Ein weiterer Vorteil des Steins, er verhinderte die ständige Erreichbarkeit.

Ich warf den Stein einmal kurz in die Luft und fing ihn wieder auf. Was mache ich jetzt mit dir? Jemanden erschlagen? Es fiel mir niemand ein. Oder eine Scheibe einschmeißen? Ob es einen Unterschied machte, dies mit einem farblich ansprechenden Souvenir zu tun statt mit einem grauen, auf einer Baustelle entwendeten Pflasterstein? Ich könnte den blauen Stein in das Schaufenster eines der Andenkenläden werfen, dachte ich, natürlich nicht, ohne ihn vorher beschriftet oder graviert zu haben: mit »Hate«. Oder mit »Ich wollte nach Hause« oder »Jetzt brauchen Sie die Scheibe auch nicht mehr putzen«. Aber für Randle war ich zu alt. Ich hatte mich schon immer zu alt dafür gefühlt. Und nicht nur dafür.

Vielleicht singe ich dem Stein auch einfach etwas vor? Mal sehen, ob er weint. Aber ich war nicht Orpheus und geheult würde später noch genug, wenn ich spielte.

Ich rief mir die Titelliste, die Berger mir für diesen Tag durchgegeben hatte, ins Gedächtnis. Es war nichts darauf, das ich hätte üben müssen. Ich beschloss, die Fußgängerzone in einem Bogen zu umlaufen, und ging zur Isar hinunter. Am Ufer angekommen, warf ich den Stein ohne nachzudenken ins Wasser und hoffte auf irgendein Zeichen von Erleichterung. Ich spürte nichts.

3

Mein Handy meldete den Eingang einer SMS. Berger. Außer Berger schrieb mir selten jemand.

Ich schaute auf den Fluss und erinnerte mich an eine Szene in einem Buch von Gerbrand Bakker, das ich vor kur-

zem gelesen hatte. Darin geht ein Mann in einen Teich, um sich das Leben zu nehmen. Obwohl er nicht schwimmen kann, hat er sich zur Sicherheit die Manteltaschen mit schweren Haushaltsgegenständen vollgestopft. Aber das Wasser ist nicht tief genug. Noch in der Mitte des Teiches reicht es ihm kaum bis zur Hüfte, er hat es viel tiefer eingeschätzt und nun ist er nicht imstande, sich fallen zu lassen. Also bleibt er einfach stehen, bis seine Kollegen ihn irgendwann entdecken und ins Trockene bringen.

»Vielleicht war er verblüfft gewesen.«

Dieser Satz war alles, was der Erzähler dazu sagte. Der Vorfall wurde das ganze Buch über mit keinem Wort mehr erwähnt. An etwas anderes erinnerte ich mich nicht. Ich hatte mich nicht mehr auf die Geschichte konzentrieren können, das Bild des verloren im Wasser stehenden Mannes hatte mich nicht mehr losgelassen und alles andere überdeckt. Diese Sinnlosigkeit. Der Hausrat in den Taschen ... Immer wieder hatte der Mann in meiner Vorstellung eine andere Gestalt angenommen, mal eine willkürliche, die von Passanten etwa oder von Gästen, dann zunehmend eine mir bekannte, die meines Vaters, die von Berger und sogar die meiner Schwester. Aber egal, wen ich gerade vor Augen hatte, immer war der Gesichtsausdruck von spöttischem Erstaunen gekennzeichnet, von irrwitziger Verblüffung. Was zum Teufel habe ich hier zu suchen?

In der Kurzmitteilung schrieb Berger: »Änderung in der 18:30er. Hinterbliebene wünschen ›Wooden Heart‹ von Elvis. Kriegst du das hin?«

Als ich »ja« in mein Handy tippte, bemerkte ich, dass meine Finger blau gefärbt waren.

Ich schrieb »Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus« und schickte die SMS ab.

Sekunden später rief Berger an. »Ist irgendwas?«

»Nein«, sagte ich.

»Weil du so geschwollen schreibst«, sagte Berger und schnaufte. Die Hitze machte ihm hörbar zu schaffen.

»Ich wollte dich nur wissen lassen, dass ›Wooden Heart‹ dieselbe Melodie wie ›Muss i denn‹ hat, das ist alles.«

»Das ist mir doch egal.«

»Ich wollte es nur gesagt haben, du bist doch derjenige, der auf halbwegs angemessene Trauermusik achtet.« Ich sang leise in den Hörer. »Und du, mein Schatz bleibst hier. Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wieder wieder komm ...«

»Zum Glück spielst du nur und singst nicht«, sagte Berger, »schon klar, das Lied ist saublöd. Aber heute ist mir das auch egal.«

»Hauptsache, die Angehörigen wissen Bescheid«, sagte ich.

»Ich weiß noch nicht mal, wer die Angehörigen sind«, sagte Berger und schnaufte wieder, »lief alles schriftlich. Ich weiß gar nichts. Geld ja, in Hülle und Fülle. Aber sonst nichts. Grabmal des unbekanntenen Soldaten. Komm jetzt.«

»Bin unterwegs.«

Berger hatte schon aufgelegt.

Die ersten beiden Beerdigungen an diesem Samstag waren gut über die Bühne gegangen. Der ausgewählten Kleidung und dem großen Andrang der Trauergäste nach zu urteilen, stammten die Verstorbenen aus besseren Verhältnissen. Auch hatten beide ein hohes Alter erreicht, was den Tod gemeinhin rechtfertigte und den Abschied leichter machte.

Ich hatte ausschließlich aus den Trauer-Charts gespielt. ›Time to Say Goodbye‹ und das ›Ave Maria‹. Die einzige Besonderheit war gewesen, dass die Hinterbliebenen in der zweiten Abschiednahme neben dem Schubert ein weiteres Lied gewünscht (und, wie Berger betonte, auch extra dafür bezahlt) hatten, ›Ein Stern, der deinen Namen trägt‹.

Ich hatte längst aufgehört, mir über die musikalischen Vorlieben der Trauergäste Gedanken zu machen. Seit Jahren spielte ich auf Beerdigungen und während ich in meiner Anfangszeit fast ausschließlich um Klassik, Kirchenlieder und Volksweisen gebeten wurde, war es in den letzten Jahren mehr und mehr in Mode gekommen, auch bekannte Popsongs und Schlager am Grab vortragen zu lassen. Weder die Kirche noch die Bestattungsinstitute hatten sich dieser Entwicklung entgegengestellt, warum auch, schien sie doch zu vollen Häusern und Kassen zu führen.

Berger war einer der Ersten gewesen, der offensiv mit diesem Wandel der Bestattungskultur umgegangen war. In seinen Prospekten und auf seiner Homepage formulierte er es würdevoll, aber deutlich: »Die Gestaltung des letzten Abschiednehmens wird immer persönlicher und entscheidend von der musikalischen Begleitung mitbestimmt. Traditionell mit christlicher Musik gestaltet, sind die Möglichkeiten

heutzutage vielfältiger und müssen nicht mehr religiös geprägt sein. Ganz im Sinne des Verstorbenen kann jede Art von Musik gewählt werden. Ob Livemusik in der Trauerhalle, am Grab oder auf der anschließenden Trauerfeier, unsere Musiker können grundsätzlich jeden gewünschten Titel aufführen.«

Und so war es auch. Wir spielten, was beliebte. Zwar versuchte Berger, die Musikwünsche durch eine zweihundert Stücke umfassende »Liste gängiger Titel« ein wenig zu steuern, aber letztlich siegten die persönlichen Vorlieben der Leute. Whitney Houstons ›I Will Always Love You‹ verdrängte das ›Largo‹ von Georg Friedrich Händel, Chopins ›Tristesse‹ hatte das Nachsehen gegenüber ›Somewhere Over the Rainbow‹. Mittlerweile gab der Bund Deutscher Bestatter eine offizielle »Top Ten der Trauerhits« heraus und zementierte den Massengeschmack. Sarah Brightmans und Andrea Bocellis ›Time to Say Goodbye‹ rangierte seit Jahren unangefochten auf dem ersten Platz, seit einiger Zeit dicht gefolgt von ›Geboren um zu leben‹ der Band Unheilig; ein klassisches Stück fehlte unter den erfolgreichsten zehn.

Ich war nicht böse darüber, dass ich Mozarts ›Abendruhe‹ oder Haydns Andante aus dem Trompetenkonzert in Es-Dur nur noch selten spielte, dafür umso häufiger ›Tears in Heaven‹ von Eric Clapton oder ›Abschied ist ein scharfes Schwert‹ von Roger Whittaker. Es war der Lauf der Dinge und ich nahm ihn hin.

Die Begräbnisgeiger dagegen – Berger beschäftigte ausschließlich Violinisten und Trompeter – wurden nicht müde, den Verfall der Trauermusik zu beklagen. Auf den monatlichen Treffen, die Berger mit seinen Musikern abhielt, machten sie ihrem Unmut regelmäßig Luft.

»Was wir aufführen, ist ein derartiger Unfug, ich halte das nicht mehr aus«, murrten sie, oder: »Es ist einfach nur beschämend. ›Geboren um zu leben‹ spiele ich nicht mehr, da rotieren die Toten doch im Sarg. Unheilig – der Name sagt doch alles. Was soll man über so einen Mist denn improvisieren? Ich möchte einmal wieder aus Beethovens Dritter spielen oder zumindest das ›Ave Verum‹. Früher war das gang und gäbe ... und heute? ›Ich hatt' einen Kameraden‹ und Helene Fischer!«

Ich hielt mich zurück. Berger berief die Treffen ohnehin nur ein, um den Musikern ein Ventil zu verschaffen. Denn letztlich beklagten sie vor allem ihr eigenes Schicksal: Bei keinem von ihnen hatte es für eine Karriere als Solist oder Orchestermusiker gereicht. Sie fanden weder Anschluss an die lokale Jazzszene noch einen Job in einer Tanzkapelle. Noch nicht einmal durch Musikunterricht konnten sie ihren Lebensunterhalt vollends bestreiten. Sie brauchten das Geld und waren auf der vermeintlich untersten Stufe des Musikersdaseins angelangt: Sie gaben die Jukebox auf Beerdigungen.

Nur Sebastian, ein weit über siebzigjähriger Geiger, der schon für Berger gearbeitet hatte, als ich anfang, beteiligte sich nie an den Schimpftiraden. Sebastian war groß, hager und hatte eine markante Hakennase. Wenn sich die Musiker trafen, saß er schweigend am Tisch, aß das von Berger spendierte Mahl und schien von den Klagen über die seichten Lieder völlig unberührt zu sein.

Ein einziges Mal sagte er: »Vielleicht muss das so sein. Vielleicht verdient ein entseeltes Zeitalter nur einen entseelten Tod.«

Ich hatte Pause. Die Abschiednahmen am Nachmittag sollte allesamt wieder ich begleiten, für die um 13:00 Uhr aber hatte Berger Sebastian eingeteilt. Ein willkommener Anlass, im Schatten zu sitzen, mich auszuruhen und Sebastians Kunst zu genießen.

Ich mochte den alten Geiger, nicht nur weil dieser ähnlich in sich gekehrt war wie ich, sondern vor allem, weil er nicht haderte. Sebastian sah sich nicht als gescheiterte Musikerexistenz, sondern – im Gegenteil – nachgerade dazu berufen, den Menschen zum letzten Geleit zu spielen. Fragte man ihn, was er sonst noch so machte, schüttelte er den Kopf, nichts, er sei Totengeiger. Als sei dies ein Beruf, den er vor vielen Jahrzehnten einmal gelernt hatte und in dem er voll und ganz aufging.

Statt einer Schnecke hatte Sebastian einen geschnitzten Totenkopf an seiner Violine und er trug sommers wie winters einen schwarzen Gehrock und einen Zylinder. Sein exzentrisches Äußeres rechtfertigte er durch sein Spiel. Er war der mit Abstand versierteste Musiker von uns allen und schwang sich nicht selten zu langen und waghalsigen Improvisationen auf. Sein Vorgehen folgte dabei einem immer ähnlichen Muster. Zunächst spielte er die Melodie oder den Kehrsvers des gewünschten Titels schnörkellos und ohne jede Emphase. Sobald er sich sicher war, dass die anwesende Trauergesellschaft das Lied erkannt hatte (hierauf legte Berger Wert), wechselte er die Tonart. Er tat dies nicht durch eine sanfte Modulation, sondern völlig abrupt. Er riss die Töne förmlich aus ihrem bisherigen harmonischen Gefüge und trieb sie, meist mit einem sehr schnellen Lauf über zwei

oder drei Oktaven, dorthin, wo er sie haben wollte; in Gefilde, in denen die wohlige Gewissheit des Wiedererkennens schwand, in denen das ohnehin schon schale Pathos vollends brüchig wurde. Meinte man im einen Moment noch, Sebastian variere nun im Stile eines Feierabend-Jazzers die Ausgangsmelodie und eine Rückkehr zum ursprünglichen Lied sei jederzeit möglich, zerstörte er diesen Eindruck im nächsten Moment nachhaltig. Er forcierte oder verlangsamte das Tempo, änderte den Takt, brach ab, setzte an einem neuen, abwegigen Ort wieder an, streute Fetzen anderer Stücke ein, nur um auch diese sogleich wieder unkenntlich zu machen. Bisweilen verließ er die Felder gängiger Tonalität ganz und entlockte seinem Instrument nurmehr merkwürdige Klänge. Er klopfte und kratzte auf Saiten und Korpus herum, imitierte Umweltgeräusche, einen Windhauch etwa, eine Vogelstimme oder das Aufjaulen eines zufällig vorbeifahrenden, beschleunigenden Autos, er ließ seine Geige wimmern, flüstern oder schreien.

Hatten die Zuhörer zu Beginn gemeint, einem andächtigen Stück Trauermusik beizuwohnen, wurden sie mehr und mehr Zeuge eines wirren, der Situation scheinbar unangemessenen Tanzes. In ihr anfängliches Staunen mischte sich zusehends Verwirrung und stets auch spürbare Entrüstung.

Die ersten Male, bei denen ich Sebastians Vorträgen beigewohnt hatte, war ich mir sicher gewesen, seine Improvisationen seien seine Art der Kritik an den einfältigen, ja lächerlichen Musiktiteln, die gewünscht wurden. Bald aber begriff ich, dass es ihm darum am allerwenigsten ging. Das Stück Musik war ihm einerlei. Und auch an einer Provokation der Gäste war ihm nicht gelegen. Im Gegenteil, niemals brach sich die Entrüstung der Anwesenden Bahn, denn noch